Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 19

Artikel: Über den Randen
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670732

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über den Randen

Von Ernst Eschmann

Wer ist schon über den Randen gegangen? Wer kennt ihn? Für Zürcher ist es eine etwas abgelegene Welt, aber für den unbekümmerten Wanderer wie geschaffen, einen köstlichen Sonntag auf diesen Höhen zu verleben.

Schon lange liegt er mir im Sinn. Vor mehr als dreißig Jahren ist's gewesen. Da zog ich mit schwerer militärischer Packung — es war anläßlich des großen Ausmarsches in der Rekrutenschule — in Reih und Glied nach Schleitheim hinunter. Welche Route wir zurücklegten, ist mir nicht mehr erinnerlich; geblieben ist mir der Eindruck einer großen Einsamkeit, eines rauen Feldes und eines Blickes in eine ferne, blaue Hügelwelt. Das Bild blieb haften und blieb ein Land der Sehnsucht, bis es mir neuergings, am Pfingstmontag 1942, sich vor meinen Augen entfaltete und alle Erinnerungen weit übertraf.

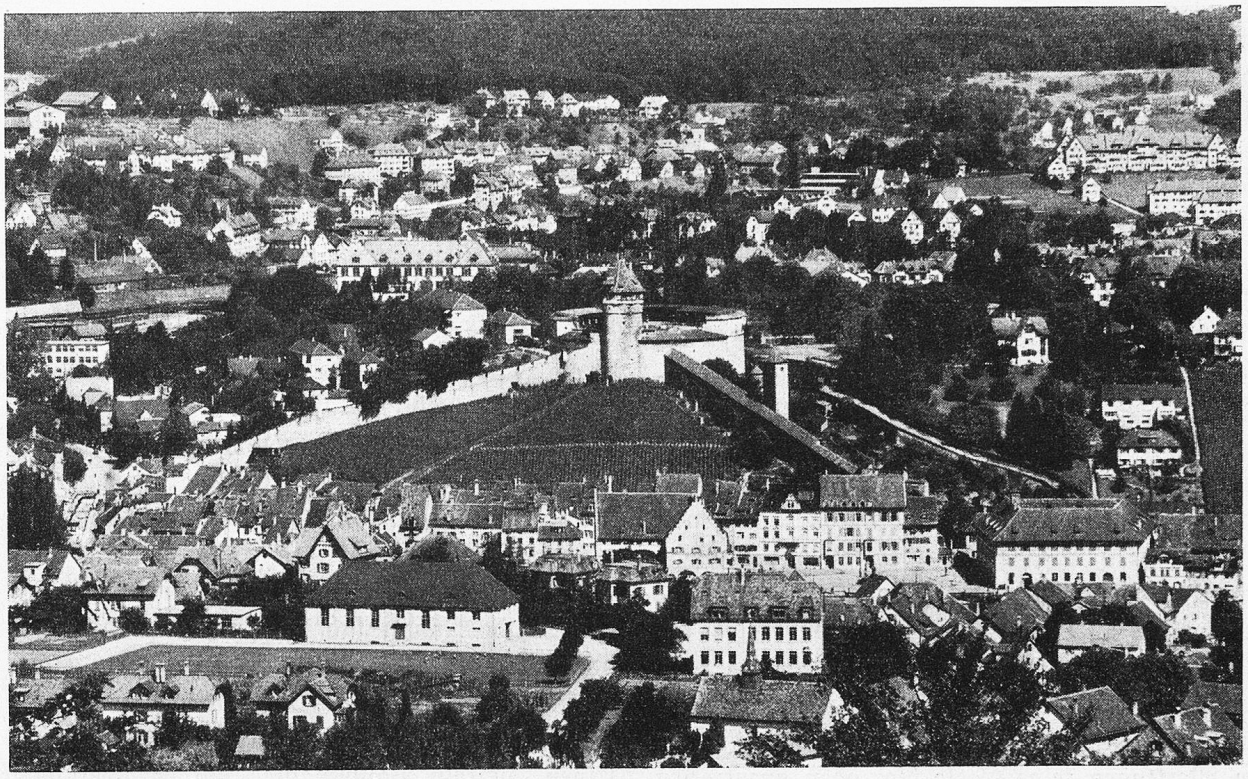
Der Randen ist so recht eine Gegend für den angehenden Sommer. Wenn auch die Sonne schon brennt, sind die Wälder da, Unterholz und freie Lichtungen, die in kurzweiliger Abwechslung einander ablösen. Mitten hinein sind herrliche Wiesen und Felder gebettet. Sie leuchten in einer berückenden Farbigkeit, grün und weiß und gelb und blau, je nachdem die spitzen Gräser, die Margriten und die kleinen Hahnenfußkelche obenausschwingen. So dehnen sich herrliche Halden hin, über sie spannt sich der blaue Himmel, und die Wälder mischen einen feierlichen Ton hinein.

Stundenweit geht man, ohne ein Dorf, nur ein einziges Haus, kaum eine Hütte zu treffen. Man ist vom Hauch der Natur umweht wie selten sonst. Ich wüßte keine Gegend, in der ich so lange gewandert wäre, ohne menschlichen Siedelungen zu begegnen. Just das ist das Seltene, Große. Und wenn man aus einer Stadt wie Zürich kommt, aus dem wimmelnden Verkehr von Menschen und Wagen aller Art, ist es Erquickung, hier in einer Welt aufzugehen, wo jeder Schritt eine Freude ist und nirgends ein Bau oder eine Telephonstange die malerischen Motive stört. Künstler sollten in Scharen hierherkommen und sich besonders willkommene Winkel aussuchen. Wer aber von der Natur Extraleistungen und einem jeden in die Augen springende Überraschungen wie Wasserfälle, Felsen und Seelein erhofft, wird umsonst suchen. Der Randen ist geradezu wasserarm, und eine Erscheinung wie das Randensteigbrünneli, das Realschüler von Schaffhausen wieder freigelegt haben, ist eine willkommene Rarität.

Mit einigen Bedenken zog ich aus. Ich wußte: die Unendlichkeit des Randen gilt als Labyrinth. Man kann sich im Holze verlaufen, und dankbar wäre man für gute Wegweiser. In den Kriegszeiten hat man sie alle weggenommen. Es stehen nur die leeren Stecken, und die stummen Hölzer geben dem fragenden Wanderer keine Antwort. So ist man doppelt froh, eine gute Karte zu haben und von Zeit zu Zeit einiges Jungvolk und gut unterrichtete Freunde dieses Eldorado anzutreffen, die einem bestätigen: du hast den Pfad nicht verloren! Und dieser göttliche Pfingstmontag hatte Scharen von Spaziergängern ins Freie gelockt.

Schaffhausen hat man bald hinter sich. Man hört keine Züge mehr donnern und keine Trompete blasen. Es geht bergan und hinaus, dem Hauental zu. Auf einer oberen Terrrasse hat sich ein neues Städtchen angesiedelt. An Heimstätten der Bauern wagen sich neue Bauten heran. Aber schließlich bleiben alle Behausungen zurück und überlassen dich der Stille der Felder und Wiesen. Jetzt gilt es aufzupassen, an der Sommerhalde den richtigen Feldweg zu erwischen, und hat man ihn, darf man ihn nicht mehr verlassen, wenn man in der Mannigfaltigkeit der Quer- und Seitenpfade nicht in die Irre gehen will. Ein prächtiger Wald nimmt dich auf, Buchen und Tannen, alte, hochstämmige Veteranen und daneben Parzellen mit Baumschulen. In Kurven steigt man hinan, dann immer sanfter und sanfter.

Ein Eichhörnchen springt über die Straße und



Schaffhausen

klettert an einer Esche empor. Das ist das einzige freilebende Tier, das mir den ganzen Tag begegnet ist. Man sagt, es fehle hier nicht an Wild. Aber um die Zeit, da die Menschen kommen, zwischen zehn und fünf Uhr, ziehen sich die Rehe ins Dickicht zurück. So bleibt man allein, mit sich und seinen Gedanken. Pläne melden sich, Erinnerungen, und tausend glückliche Dinge fallen dem unbekümmerten Wanderer ein. Man studiert die Karte, mißt und rechnet, und siehe da, auf einmal öffnet sich der Wald, und eine mächtige Rodung liegt vor mir, das Klosterfeld. Es soll ehemals Besitztum des Klosters Allerheiligen gewesen sein. Felder und Äcker dehnen sich in bunten Parzellierungen. Streifen reiht sich an Streifen, Korn, Roggen, Klee, Kartoffeln und da und dort ein Acker, der mit Steinen reich „gesegnet" ist.

Aus der Tiefe, einem pittoresken Einschnitt in die dunkeln Hügelwellen, gucken ein paar Häuser des Dorfes Hemmental. Dort unten werden die Bauern ihre Wohnstatt haben, die hier herauf kommen müssen, ihre Felder zu bearbeiten. Keine leichte Sache! Bis sie nur hier oben sind, spüren sie es in den Knochen. Und wenn ein Gewitter kommt und sie Blitz und Donner und Regen und Hagel ausgesetzt sind? Kein Unterschlupf winkt ihnen, keine Hütte weit und breit. Ein hartes Los, Randenbauer zu sein! Mit solchen Überlegungen zieht man weiter und weiter und stellt Vergleiche an mit der Landwirtschaft am Zürichsee, wo jeder Haus und Scheune mitten in seine Wiesen und Baumgärten gestellt hat. Hier wachsen keine Birnen und Äpfel. Dafür Kartoffeln, die Berühmtheit erlangten. Unendlich weit fliegt das Auge in blaues, blühendes Land. Es scheint den herrlichen Pfingsttag zu verträumen und weiß nichts davon, daß im unglücklichen Rußland just eine der furchtbarsten Material- und Panzerschlachten ausgefochten wird. Tausende von Soldaten sinken dahin, und ihr Auge bricht, bevor sie ihre Heimat noch einmal geschaut haben. Wie dankbar ist man, hier so sorglos den Tag genießen zu können, in lachende Gesichter zu schauen und lustiger Jugend zu begegnen, die mit Fahne und Ball ausgezogen ist, auf der Höhe zu singen, sich im Spiele zu tummeln oder im Grünen ein Schläfchen zu tun.

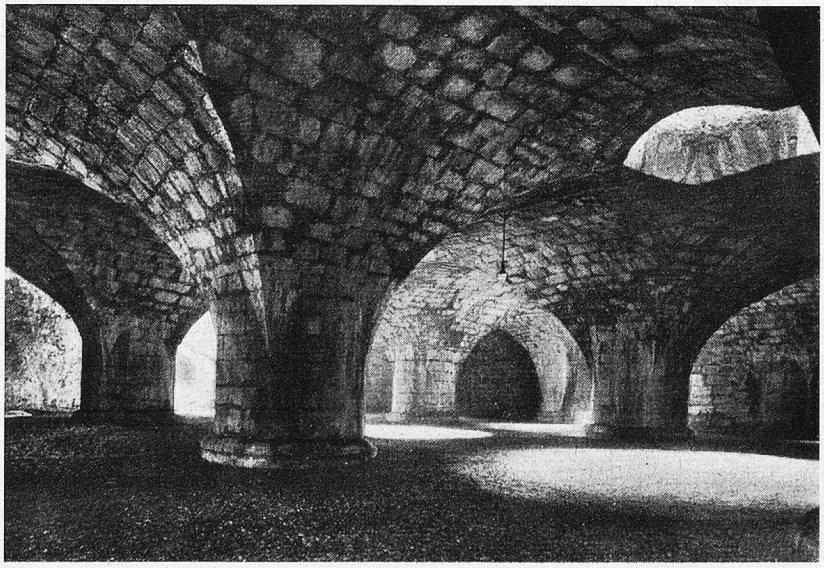
Ich beschreibe einen mächtigen Bogen, bald

im Walde, bald im Freien, und immer und unmerklich komme ich höher. Ein Punkt auf der Karte gibt an, daß ich über 800 Meter erreicht habe. Da es keine geraden Strecken gibt, nimmt man jede Biegung als kurzweiliges Rätsel hin, und man ist begierig, was wieder kommt. So fliegen mir die Stunden mit Windeseile dahin, obschon mir meine Uhr sagt, daß Mittagszeit längst vorüber ist. Da und dort picknicken ein paar Leute, man wechselt ein Wort und wandert seines Weges. Vom Schloßrandenturm sehe ich noch nichts, doch wird er nicht weit sein. Halt, durch die Äste schaue ich in ein weites, tiefes Tal, und ein stattliches Dorf guckt herauf. Das muß Beggingen sein. Jetzt werde ich mir bewußt: ich stehe auf einem Berg. Hoch über die Niederungen bin ich emporgestiegen und unverhofft am Ziele. Eine Kolonie einfacher Holzhütten steht beieinander. Wirtsleute sind heraufgekommen, um die durstigen Wanderer zu stärken, während an Werktagen keine Seele hier oben anzutreffen ist. Ein Glück, daß dem Touristen Gelegenheit geboten ist, über die Wipfel der Bäume hinauszusehen. Die Ruinen der Randenburg sind eingestürzt. Ein tiefer Graben trennt Lagerplatz und alte Burgstätte. Ich klettere auf den Turm von massiver Eisenkonstruktion. Über die ringsum laufende Holztreppe klappern flinke Schuhe übermütiger Buben. Auf der obersten Terrasse sitzt ein Spähposten. Was für ein herrlicher Punkt, ins sonnige Land zu schauen, in diesen Gottesgarten eines pfingstlichen Sonntags! Immer strömt neues Volk herbei.

Der Pfad nach Schleitheim hinunter hat's eilig. Er folgt dem Kamme der Waldung, weist Risse und Höcker auf und zwingt den Wanderer, jeden Schritt zu erwägen. Man hält inne und läßt Eifrigere vorbeigehen, und gleich merke ich auch: Schleitheim sagt hier kein Mensch, und sagt's einer doch, ist er nicht hier herum daheim. „Schlaate" heißt die Gemeinde, und alle „ei" wandeln sie hier zu einem verwunderlichen „a". Der Kaminfeger trägt eine „Laatere" auf dem Rücken, und wenn nicht gerade Neumond ist, glänzen alle Dächer trotz Verdunkelung auch nach elf Uhr „taghaater". Sobald man die Zone des Waldes hinter sich hat, kommt man wieder gut vorwärts. Aber man ist versucht, immer noch einen Blick zurück- und emporzuwerfen, in die prächtige voralpine Hügelwelt des Randen. Einen dunkeln Baummantel hat er über seine Schultern geworfen, und doch wirkt er nicht ernst. Mit freundlicher Miene lächelt er zutal, und noch keiner hat es bedauert, seinen Lockungen erlegen zu sein.

Ein echtes, bodenständiges Bauerndorf ist Schlaate. Malerische Giebelhäuser begleiten den Dorfbach. Zuzeiten muß er mächtig getobt haben. Längst haben sie ihn in hohe Mauern gebettet, daß ihm aller Mutwillen vergeht. Die Kirche mit dem farbigen Spitzhelm steht der Gemeinde wohl an. Von leicht erhöhter Lage aus beherrscht sie die langgezogene Zeile der Häuser. Die Bauerngärten prangen im reichsten Flor.

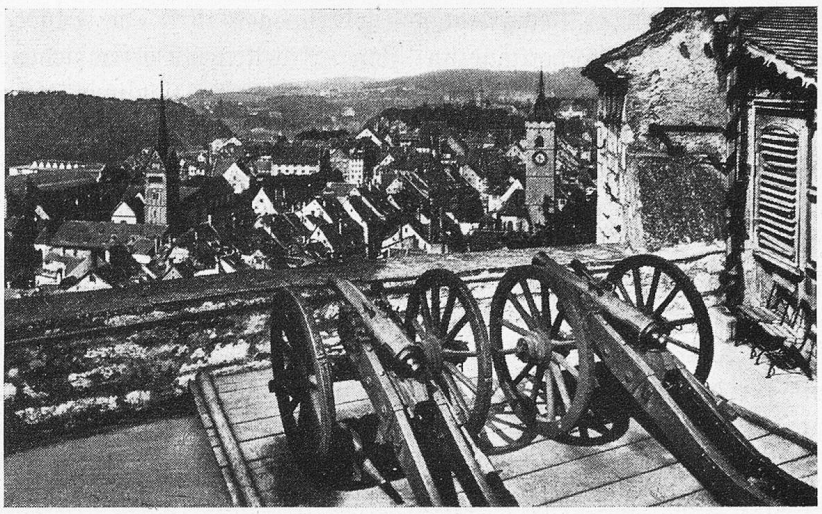
Das Bähnchen steht just bereit, und alle Wagen haben sich gefüllt. Es hat heut gute Zeit. Sachte ziehen die fünf Tramwagen an und haben es nicht eilig, in die Höhe zu kommen. Es geht Schaffhausen zu. Jetzt wird mir so recht bewußt, was ich für eine Achtung gebietende Strecke zu Fuß zurückgelegt habe. Es müßte auch schön gewesen sein, den Siblinger Randen zu besu-



Kasematten im Munot

chen. Die Fahne flattert hernieder. Ein ander Mal! Der Bauer hat hier herum das Wort. Die Kulturen stehen gut. In dieser schweren Kriegszeit fängt auch der Städter an, ihnen Verständnis entgegenzubringen. Mögen Sommer und Herbst so gut werden, wie der späte Frühling verspricht! Was die Reben von Hallau dort unten wohl bringen?

Bald meldet sich die Stadt am Rheine schon an. Ich bin noch früh. So darf ich dem Munot noch Grüßgott sagen, und ich überschaue von der Zinne der Burg das Meer der Dächer stromauf und -ab und nach Feuerthalen hinüber. Ich liebe Schaffhausen. Und bevor ich dem farbenbunten Grenzort mit seinen denkwürdigen Zeugen der Vergangenheit mein Lebewohl zuwinke, nimmt er mich noch einmal gefangen. Das heißt: er spielt seinen letzten und herrlichsten Trumpf aus, den Rheinfall! Mächtig brausen die Wasser herauf und blitzen in der Abendsonne.



Blick vom Munot auf Schaffhausen

Werktagstracht und Mehranbau

In gewissen Gegenden der Schweiz, vor allem in den Ackerbaukantonen, hat die Werktagstracht in kurzer Zeit ihren wahren Triumphzug durch die Dörfer angetreten. Besonders dort, wo sie an alte Trachtentraditionen anknüpfen konnte — aber auch anderswo — ist sie zum eigentlichen Kleid der Bäuerin geworden. Die ländlichen Frauen haben sie ausgeprobt und gefunden, daß kein anderes Arbeitskleid gleichzeitig so schön und praktisch ist. Schön deswegen, weil es in Farben und Formen sich harmonisch der schweizerischen Landschaft und dem schweizerischen Bauernhaus anpaßt — praktisch auch in seiner Machart. Der bauschige Rock steht auch breiten Hüften wohl an, und der zierliche Miederschnitt täuscht eine Taille vor, wo keine ist. Man stelle eine Bauernfrau in Werktagstracht und eine andere in Warenhausfähnchen vor das kritische Auge eines Künstlers und frage, welche die Schönere sei! Zehn gegen eins, die Trachtenträgerin wird ihm viel besser gefallen.

Über die Herstellungskosten einer Arbeitstracht herrschen mancherorts falsche Vorstellungen. Viele Leute glauben sie weiß Gott wie teuer. Bei uns im Kanton Schaffhausen kam vor dem Krieg eine baumwollene Werktagstracht auf zehn bis zwölf Franken zu stehen, vorausgesetzt, daß die Trägerin sie selber nähte. Heute sind es einige Franken mehr.

Auch die oft geäußerte Ansicht, eine Tracht gebe im Sommer zu heiß, ist falsch. Der baumwollene, halbleinene oder leinene Blau- oder Braundruck gibt nicht wärmer als irgend ein anderes Sommerkleid. Auf die Unterziehbluse kann bei großer Hitze verzichtet werden, indem einknüpfige Hemdärmel, meist aus altem Leinen, getragen werden. Bei einigermaßen fleißigem Wechsel von Ärmeln und Schürzen sieht die Bäuerin immer sauber aus, auch wenn der Rock selber einige Wochen lang nicht gewaschen wird. Halstüchlein oder „Brüechli" werden meistens auf dem Acker ausgezogen und erst zum